

1. Vorwort

Von der Fülle an Naturkatastrophen, von denen Menschen betroffen waren, erschütterte und veränderte das Erdbeben von Lissabon am nachhaltigsten das europäische Weltbild. Innerhalb weniger Stunden wurde am 1. November des Jahres 1755, am Tag Allerheiligen, die prächtigste und reichste Stadt Europas zu rund 90 Prozent zerstört. Ungefähr 60.000 Menschen – bei insgesamt circa 285.000 Einwohnern – fanden in dem Inferno den Tod. Nicht nur die Erde bebte und löste einen fürchterlichen Tsunami aus, sondern auch die traditionelle christliche Lehre geriet im Innersten ins Wanken. Moderner europäischer Säkularismus und Pessimismus finden in eben diesem Beben vor mehr als 250 Jahren ihr tiefstes Wurzelgeflecht; für viele Generationen wurde das Beben von Lissabon zum Mühlstein ihrer Melancholie.

Zahlreiche damals lebende Gelehrte äußerten ihr Entsetzen über die Ereignisse in Portugal. Der Philosoph Immanuel Kant etwa verfasste kurz nach der Katastrophe gleich drei kleinere Schriften, worin er sich mit dem Beben auseinandersetzte und nach Erklärungen suchte.¹ In einer dieser Arbeiten findet sich auch jene häufig zitierte persönliche Bemerkung des Philosophen, in der er kundgibt,

1 Es gibt viele Ausgaben der Schriften Kants, insbesondere natürlich die klassische Akademie-Ausgabe. Ich zitiere jedoch nach der Ausgabe von Dirk Friedrich, der einen dieser Texte Kants – den wichtigsten – in unmittelbare Nähe zu anderen – einerseits bekannten, aber auch vielen unbekanntem – Reaktionen auf das Beben stellt: Dirk Friedrich (Hrsg.), *Das Erdbeben von Lissabon 1755*. Bonn 2015. Kants Arbeit ‘Geschichte und Naturbeschreibung der merkwür-

wie schwer es ihm fiel, die Geschehnisse in Lissabon auch nur zu imaginieren: „Alles, was die Einbildungskraft sich Schreckliches vorstellen kann“, schreibt Kant, „muss man zusammennehmen, um das Entsetzen sich einigermaßen“ vor Augen zu führen, „worin sich die Menschen befinden müssen, wenn die Erde unter ihren Füßen bewegt wird, wenn alles um sie her einstürzt, wenn ein in seinem Grunde bewegtes Wasser das Unglück durch Überströmungen vollkommen macht, wenn die Furcht des Todes, die Verzweiflung wegen des völligen Verlusts aller Güter, endlich der Anblick anderer Elenden den standhaftesten Mut niederschlagen.“²

Als besonders verwirrend wurde und wird – gerade auch seitens Gläubiger, speziell Katholiken – der Umstand empfunden, dass Portugal damals als katholischstes aller europäischen Länder galt, vielleicht mit Ausnahme des Kirchenstaates. Durch eifrige Missionstätigkeit in den Kolonien, insbesondere in Südamerika, hatten Portugiesen zur Verbreitung christlichen Gedankenguts enorm beigetragen. Dass dort auch heute noch viele Bewohner an die Menschwerdung Gottes, ‘der Heiden Heiland’ glauben, ist zu einem wesentlichen Teil der Tätigkeit portugiesischer Missionare geschuldet. Mag es in Lissabon in der Mitte des 18. Jahrhunderts wegen des immensen Reichtums und der bedeutenden Geschichte des Landes auch ein gerütteltes Maß an Stolz und Hochmut gegeben haben, so galt die Stadt doch als sehr fromm und religiös, was sich nicht zuletzt an der stattlichen Zahl von Kirchen und Klerikern zeigte. Portugal und Spanien waren die treuesten Töchter der römischen Kirche, seit langem der wichtigste Schutzwall gegen den Islam und Zentrum einer mächtigen Inquisition, die mit eiserner Hand über die Reinheit der katholischen Lehre wachte. Es gab andere Städte, die nach menschlichem Ermessen Gottes Zorn und Zuchtrute viel eher verdient gehabt hätten als Lissabon. Was etwa Sinnenlust oder die Kritik am Christentum anlangt, war schon damals Paris ein ungleich ‘sündigeres’ Pflaster als die Hauptstadt Portugals.

digsten Vorfälle des Erdbebens, welches an dem Ende des 1755ten Jahres einen großen Theil der Erde erschüttert hat’ findet sich auf den Seiten 124-154.

2 Kant, *Geschichte und Naturbeschreibung*, S. 127.

Zudem geschah das Erdbeben gerade an einem Tag, an dem in katholischen Ländern der Heiligen, der vorbildlichen Nachfolger Christi und zumeist Märtyrer der Kirche, gedacht wurde. Und als ob Andächtige und Apologeten des Katholizismus in ihrem Glauben vollends erschüttert werden sollten, setzte das Beben gerade am Vormittag des hohen Festtages ein, als die Kirchen mit Gläubigen vollbesetzt waren. Für viele Tausende, die sich in ihren Gebeten an den barmherzigen Vater im Himmel gewandt, ihm für seine Wohlthaten gedankt und weiteren Beistand erfleht hatten, wurden die prunkvollen Gotteshäuser zur tödlichen Falle. Mehr als in Privathäusern starben an diesem Vormittag Menschen unter Kirchengewölben. Alle ihre Gebete zum Himmel, auch die der Treuesten und Rechtsschaffensten, waren vergeblich gewesen.

Warum, so lautete die millionenfach gestellte Frage, ließ der Schöpfer des Himmels und der Erde, der alle positiven Eigenschaften in höchstem Maße in sich vereint, der alles weiß und stets da ist ... Warum nur ließ der Höchste eine solche Katastrophe zu? Weshalb beließ der Barmherzige, während seine Ebenbilder sich in tiefster Not an ihn um Hilfe wandten, es beim interessierten Zuschauen, blieb also untätig? Keinen Arzt betrachteten wir als gütig und wohlwollend, der die Leiden seiner Patienten nicht verhinderte, obwohl er problemlos dazu in der Lage wäre. Oder hatte das schreckliche Ereignis von Lissabon doch irgendeinen verborgenen, vom Höchsten beabsichtigten Sinn und Zweck?

Wie ein Sturmwind fegten Berichte über die Katastrophe von Lissabon sowie Fragen nach dem Warum in den darauffolgenden Monaten über Europa hinweg. In Zeitungen und Zeitschriften wurde das Erdbeben aus theologischer, philosophischer, literarischer und auch schon wissenschaftlicher Sicht beleuchtet. Die Schreckensszenen aus Lissabon, dieses Urbild neuzeitlicher Naturkatastrophen, gruben sich tief in die Köpfe und in das kollektive Unbewusste der Menschen. Neben der religiösen Frage nach der Beziehung von Gott zur Welt war ein weiterer Grund für dieses enorme Interesse dem Umstand geschuldet, dass vielerorts enge Handelsbeziehungen zu Portugal bestanden. Beinahe alle großen Kaufmannsfamilien

Europas unterhielten Filialen in Lissabon oder schlossen Verträge mit portugiesischen Partnern.

London und Hamburg waren jene beiden Städte, deren Bewohner den umfangreichsten wirtschaftlichen Kontakt zu Portugal pflegten. Insbesondere Briten besaßen im Hafen von Lissabon große Lagerhäuser, in denen sie ihre Waren vor dem Weiterverkauf aufbewahrten. Sofern sie sich am Tag des Infernos in der Stadt befunden und überlebt hatten, verfassten ausländische Händler für die Firmensitze in ihrer Heimat sogleich Berichte über die Katastrophe. Während die überlebenden Bewohner Lissabons den Verlust von Verwandten und Mitmenschen beklagten, bedauerten Händler in ihren Schilderungen vom Beben vornehmlich den Verlust von Gütern und Bilanzbüchern.

Die Wirkung des Erdbebens von Lissabon war nicht nur wegen des ungeheuren Ausmaßes an Zerstörung so nachhaltig, sondern auch ob des Zeitpunktes, an dem Menschen diesen Tatzehieben der Natur ausgesetzt waren. Damit ist nicht nur das konkrete Datum gemeint, nämlich der Tag Allerheiligen, sondern auch ein damals weitverbreitetes Lebensgefühl. Denn nicht wenige Europäer lebten recht behaglich unter vergleichsweise ruhigen, inzwischen durchaus vertrauten Umständen, weshalb die kulturelle Grundstimmung vor der Katastrophe durchaus optimistisch und zuversichtlich war – eine Haltung, die sich aus zumindest zwei reichen Quellen speiste:

Erstens, aus einem Vergleich mit den fürchterlichen Religionskriegen unter Christen im Jahrhundert zuvor, die Millionen Menschenleben gekostet hatten. Damals entvölkerten konfessionelle Heere, durchsetzt von Feldkaplänen und anderen religiösen Fanatikern, ganze Landstriche, vor allem im heutigen Deutschland. Dabei beriefen sich beide Parteien auf dieselbe Heilige Schrift und auf dasselbe Höchste Wesen, wenn auch in einigen Punkten mit sehr verschiedenen Deutungen des geoffenbarten Wortes sowie der Art und Weise, wie Gott zu huldigen sei. Mitte des 18. Jahrhunderts, also etwa fünf Generationen später, herrschte hingegen Waffenstillstand unter den christlichen Streithähnen und es gab zwischen ihnen

statt Handgreiflichkeiten bloß noch Ignoranz oder eine gediegene gegenseitige Verachtung.

Katholiken warfen den Protestanten vor, dass sie überhaupt keine Kirche, sondern nur eine schwärmerische und enthusiastische Sekte seien, deren Mitglieder fälschlicherweise glaubten, ein jeder hätte unmittelbaren Zugang zu Gott; zudem sei die Bibel viel zu komplex, um vom einfachen Volk gelesen und verstanden zu werden, bedürfe also der gelehrten Interpretation. Und schließlich habe Jesus selbst den Sonderstatus der Kirche betont, indem er Petrus den „Felsen“ nannte, „auf dem ich meine Kirche erbauen will“ (Mt 16,18).

Protestanten wiederum warfen Katholiken vor, dass sie in ihrer sakramental-magischen Ausrichtung und Verehrung Mariä die Rolle Jesu Christi unterbewerteten. Obendrein glaubten Katholiken fälschlicherweise, dass es eine Hierarchie des Zugangs zum Höchsten gäbe und dass der Bischof von Rom der Stellvertreter Gottes auf Erden sei. Der Katholizismus, dessen Riten sowie die Verehrung der Heiligen, ist aus protestantischer Sicht voller Aberglaube, denn hat Christus dem mit ihm Gekreuzigten nicht *ohne* Sakramente die Sünden vergeben? Und was die berühmte Petrus-Fels-Passage betrifft: Darauf berufen sich zwar alle Katholiken mit einem Triumphgefühl, allerdings findet sich dieses Jesus-Wort nur im Matthäus-Evangelium. Außerdem dürfte es sich bei diesem Bibelwort um einen späteren Einschub handeln, denn Jesus hätte wohl kaum von einer ‘Kirche’, sondern viel eher von einer *Gemeinde* gesprochen.

Trotz dieser fundamentalen, unüberbrückbaren Gegensätze schlugen sich Christen im 18. Jahrhundert wenigstens nicht mehr die Köpfe ein, wie es noch ein Jahrhundert zuvor lange Zeit gängige Praxis gewesen war.

Zweitens, neben dem Ende der Religionskriege auf europäischem Boden ruhte die neue, zuversichtlichere Weltsicht zudem auf fester, wissenschaftlicher Grundlage. Dem Engländer Isaac Newton, selbst auf den Schultern großer Gelehrter wie Galileo Galilei und Johannes Kepler stehend, war es mit der Annahme einer universellen Gravitation oder Anziehung der Massen gelungen, die Bewegungen der Materie auf Erden und diejenige von Himmelskörpern auf einige

wenige Grundgesetze zurückzuführen. Die von ihm mitausgelöste wissenschaftliche Revolution vermochte für viele, völlig chaotisch scheinende Phänomene fortan in rationaler, nachvollziehbarer Weise eine Erklärung zu geben. Newton hatte damit von vielen Dingen den Schleier menschlicher Unwissenheit gelüftet – und verringerte somit nachhaltig unser Angstpotential vor Unvorhersehbarem.

Die europäische Geschichte schien sich also in geordneten, aufgeklärteren, prosperierenden Bahnen zu bewegen. Die Deisten, eine damals wichtige philosophisch-theologische Gruppierung, die stark von den Erkenntnissen Newtons beeinflusst war, sahen in der Geordnetheit, in diesem Zusammenspiel der einzelnen Teile zu einem grandiosen Ganzen das Wirken einer klugen und wohlwollenden Gottheit. Laut Deismus vollziehe sich alles Weltgeschehen zur Erfüllung eines hervorragenden Endzwecks, etwa der Vervollkommnung des Menschengeschlechts. Alles sei dafür von Gott aufs Beste angeordnet in der besten aller möglichen Welten. Das Negative (Kriege, Krankheiten, Katastrophen etc.) verstanden Deisten als ein notwendiges Mittel oder als eine unvermeidbare Nebenwirkung auf dem Weg zu diesem Endziel. Der deistische Lobgesang auf die Welt ist wohl der bislang letzte, innovative Versuch in unserer Kultur, das Leben auf Erden in kosmischen Dimensionen zu denken, und zwar als Teil eines göttlichen, weltumspannenden Entwurfs. Weil alles von einem weisen Weltenplan durchwirkt sei, bedeutete dies für den Einzelnen Geborgenheit, ein metaphysisches Behütetsein, das dem Leben Sicherheit, Stabilität und Sinn gab. Es ist durchaus verständlich, dass viele damals lebende Menschen in einem mit göttlicher Weisheit geplanten Diesseits Lebensfreude empfanden.

Schon in der griechischen Philosophenschule der Stoa hatte der Gedanke einer umfassenden Ordnung alles Geschehens eine wichtige Rolle gespielt. Aber seit Newton gründete dieser Ordnungsgedanke erstmals auf einer breiten empirisch-naturwissenschaftlichen Basis. Im Gegensatz zur traditionell christlichen Vorstellung, wonach die menschliche Natur durch den Sündenfall Adams und Evas verderbt sei und wir uns durch die Vertreibung aus dem Garten Eden in einem nach-paradiesischen Zustand befänden, bedeutete der De-

ismus nicht zuletzt eine Aufwertung der menschlichen und nicht-menschlichen Natur: Denn *darin* – und nicht in zweideutigen und damit Gegensätze schaffenden Worten – ließen sich der Wille und die Weisheit eines gütigen und gerechten Schöpfers erkennen. Dazu ist keine Offenbarung vonnöten, entscheidend seien vielmehr Vernunftgründe, basierend auf den natürlichen Fähigkeiten der Sinneswahrnehmung und des Verstandes. Im vielleicht größten deistischen Kunstwerk, der *Schöpfung* Joseph Haydns, spielen Ursünde und die Idee eines nach-paradiesischen Diesseits, in dem wir uns befinden sollen, keine Rolle mehr. Nirgendwo schreit die sündhafte menschliche Natur nach Erlösung, vielmehr zeugt alles von Gottes Güte und Weisheit. „Alles ist sehr gut“ (1 Mose 1,31), urteilte auch der Schöpfer des Himmels und der Erde, sparte also nicht mit zufriedennem Eigenlob, als er sein gesamtes Werk vor Augen hatte.

Angesichts eines weitaus berechenbareren Daseins richteten sich viele Menschen im Hier und Jetzt behaglich ein. Seit der Vertreibung der katholischen Spanier erlebten die Niederländer einen enormen Aufschwung, auch und vor allem aufgrund der Einwanderung vieler innovativer Köpfe in diese fortan ungleich liberalere Gesellschaft. Und durch die Glorreiche Revolution von 1688 war in Großbritannien endlich Frieden eingekehrt, in ein Land, in dem Menschen sich durch zahllose Bürgerkriege zerfleischt hatten. Mitte des 18. Jahrhunderts befanden sich Briten auf dem Weg, ein neues ökonomisches und geistiges Machtzentrum zu schaffen. Besonders in den Niederlanden und in Großbritannien florierten Handel und Gewerbe, und damit auch der kreative Austausch von Ideen.

Wie ein Blitzschlag aus heiterem Himmel muss es aufgrund dieser Umstände empfunden worden sein, als sich am 1. November 1755 im Süden Europas jene Katastrophe ereignete, welche die optimistische Grundstimmung nachhaltig infrage stellte und diese allmählich durch eine pessimistischere Sicht der Dinge ersetzte.

Noch ganz unter dem Eindruck des Bebens in Portugal schrieb Voltaire sein *Gedicht über die Katastrophe von Lissabon oder Prüfung jenes Grundsatzes „Alles ist gut“*. Drei Jahre nach der Veröffentlichung dieses Poems, und zwar im Jahre 1759, publizierte Vol-

taire unter einem Pseudonym den Roman *Candide*. Beide Arbeiten gehören zu den am häufigsten gedruckten und diskutierten Texten der folgenden Jahrzehnte. Ein beträchtlicher Teil der lesenden Öffentlichkeit beschäftigte sich mit Voltaires philosophischen Ansichten über das Große Beben und die lyrische Untermauerung derselben. Allein vom Gedicht über die Katastrophe in Lissabon sollen noch im Jahr der Veröffentlichung – 1756 – mehr als ein Dutzend Neuauflagen gedruckt worden sein.

Bereits der Untertitel verweist auf die Auseinandersetzung des Autors mit der Theorie des Optimismus. Alexander Popes Diktum ‘Whatever is, is right’ aus dessen 1733 veröffentlichtem *Essay on Man* war zum Motto der damaligen optimistischen Grundstimmung geworden. Neben dieser Maxime des Engländers waren es die Thesen des deutschen Philosophen Gottfried Wilhelm Leibniz in den auf Französisch geschriebenen und in Amsterdam 1710 veröffentlichten *Essais de Théodicee*, die Voltaires beißende Ironie provozierten. Dem deutschen Philosophen zufolge lebten wir zwar nicht in der besten, wohl aber in der bestmöglichen Welt, da sie von einem gütigen Gott geschaffen wurde und dieser aus den vielen Möglichkeiten nur das Beste gewählt haben konnte. Eben weil ein gütiger und wohlwollender Schöpfer existiert, ist alles, was ist, gut; und selbst dasjenige, was uns als Übel erscheint, besitzt eine notwendige Funktion zur Verwirklichung eines vollkommenen Endzwecks. Somit ist das als negativ Empfundene in Wirklichkeit, also bei richtiger Betrachtung, nichts Negatives, demzufolge kein Übel.

Ganz anders urteilte der Autor des *Candide*: Eine Naturkatastrophe wie das besagte Beben ist, so meinte Voltaire, schlichtweg grausam und dient keinem hervorragenden Endziel. Es sei einfach ein Übel, etwas Nichtseinsollendes. Bezeichnenderweise beginnt *Candide* nach einem Erdbeben in den Trümmern einer Stadt an der Güte Gottes zu zweifeln. Dem Autor zufolge gibt es auf Erden eine Unmenge derartiger funktionsloser Geschehnisse, die nichts als Leid bringen und aus denen sich kein höherer Sinn pressen lässt. Man dürfe nicht, so Voltaire, das durch Naturkatastrophen ausgelöste Elend noch durch eine Formel wie ‘Alles ist gut’ beschönigen

und ihm damit einen metaphysischen Sinn zuschreiben. Denn eine unrealistische Sicht der Dinge wie die optimistische vergrößere nur noch die Irrtümer und Übel der Welt. Voltaire erhob mit seiner Kritik somit mächtige Anklage gegen die Vorstellung eines bestmöglichen Daseins. Das Bemühen zu zeigen, wie konkretes Leid dennoch zum Besten beitragen könnte, ist für Voltaire schlechtes Vernünfteln.

Der Genfer Philosoph Jean-Jacques Rousseau, der den Franzosen einst sehr verehrt hatte, widersprach diesem im *Brief über die Vorsehung* in fundamentaler Weise. Voltaire, so der Schweizer, habe ihn mit seinen Beispielen keineswegs überzeugt, und er selbst habe bei der Lektüre keinen Augenblick an einer wohlthätigen Vorsehung gezweifelt. Rousseau verurteilte Voltaires pessimistisches Weltbild mit dem Argument, dass dieser in seinen Schilderungen menschlichen Elends übertreibe und so die allgemeine Stimmung nur noch verschlechtere. Im Optimismus hingegen könne man Trost finden, meint Rousseau, und das Negative in der Welt als eine Notwendigkeit begreifen; zudem gäbe es eine sanfte Empfindung des Daseins an sich, die große Befriedigung gewähre und auf welche Philosophen stets vergessen würden (nicht so die späteren Existenzphilosophen). Also auch Rousseau warf Voltaire eine falsche Sicht der Dinge vor, wodurch das Elend in der Welt nur noch gesteigert werde. Aber während Voltaire zufolge die unrealistische, noch zusätzliches Leid stiftende Denkweise der alberne Optimismus sei, dachte Rousseau genau entgegengesetzt. Der Schweizer war überzeugt, dass Voltaires pessimistische Philosophie unrichtig und der Optimismus keineswegs albern sei.

Rousseaus Hauptargument gegen Voltaire lautet, dass nicht die Natur, sondern unsere *Zivilisation* die Übel in der Welt verursache. Also keine sündhafte Natur des Menschen, wie in der christlichen Straftheologie behauptet, sondern unser Lebensstil schaffe das Elend, etwa durch eine falsche Architektur: Würden Menschen in Städten wie in Lissabon nicht so eng zusammenwohnen – in Gebäuden mit bis zu acht Stockwerken –, dann wäre die Katastrophe nicht oder nicht so verheerend ausgefallen. In der Tat war die dicht bevölkerte Innenstadt Lissabons vom Erdbeben am heftigsten betroffen,

wohingegen nördliche Teile weniger stark bis gar nicht in Mitleidenschaft gezogen wurden. Allerdings war der Anschluss an einen Hafen für eine Handelsstadt wie Lissabon, die erste Weltstadt, unerlässlich und folglich die Bevölkerungsdichte im Hafengebiet groß. Diesem Hinweis würde Rousseau allerdings mit der rhetorischen Frage begegnen, ob ein solcher Handel wirklich notwendig sei, und er würde für Selbstgenügsamkeit plädieren und vielleicht die ökologische Perspektive seines Freundfeindes David Hume zitieren: „Wie viele schöne Dinge bietet die Natur uns ... völlig unentgeltlich dar? Können wir uns daran erfreuen, haben wir damit übergenug. Können wir es nicht, brauchen wir uns nur die Wirkung der Gewohnheit und der Laune anzusehen: schon bald nehmen sie uns die Freude an unserem Reichtum.“³

In Königsberg bemühte sich unmittelbar nach dem Beben Kant um eine plausible Erklärung der Katastrophe. Seines Erachtens seien Erderschütterungen oder Vulkanausbrüchen rein natürliche Phänomene vorausgegangen, die mithilfe von Naturgesetzen – und nicht auf theologische Weise – zu erklären seien. Erdbeben sind laut Kant also keine Folge eines unmittelbaren Eingriffs Gottes, somit nicht als göttliche Strafe oder Warnung zu verstehen. Vielmehr ereigneten sie sich mit Notwendigkeit, sofern gewisse empirische Umstände eintreffen. Insoweit sei das, was wir als Naturkatastrophe erleben, nicht außergewöhnlicher als andere Naturereignisse. Sie seien ebenso natürlich wie jene Ereignisse, an die wir uns schon gewöhnt haben. Somit sind sie nicht als übernatürliche Eingriffe zu verstehen.

Kants Gedankengang ist ein glänzendes Beispiel für diese Umbruchszeit, in der die Suche nach natürlichen Erklärungen immer stärker in Konkurrenz zur theologischen Debatte um Sünde, Schuld und Sühne trat. Die Straftheologie, also die Behauptung, dass Gott aufgrund menschlicher Sündenlast in das Naturgeschehen gelegentlich strafend eingreife, wurde langsam ersetzt durch aufgeklärtes, naturwissenschaftliches Rasonieren über Gesetzmäßigkeiten in der

3 Hume schrieb dies in einem Essay, betitelt ‘The Sceptic’. Deutsche Übersetzung in einer kleinen Sammlung einiger seiner Aufsätze: David Hume, *Vom schwachen Trost der Philosophie*. Göttingen 1995, S. 216.

Natur und deren Auswirkungen auf Menschen. Religion und Theologie gerieten gegenüber der Wissenschaft und einer am Diesseits orientierten Philosophie langsam in die Defensive. Zwar ist Kants Erklärungsversuch, dass Erdbeben ein Zusammenbruch unterirdischer Höhlen vorangegangen sei, in den meisten Fällen unzutreffend. Dessen ungeachtet wurde der Philosoph, eben dank seines Ansatzes, für Phänomene wie Erdbeben nur natürliche Ursachen zu suchen, zu einem der Begründer der Erdwissenschaft.

Allerdings vertrat Kant keinen konsequent säkularen Standpunkt. Der damals 32-jährige Philosoph war vielmehr der Meinung, dass indirekt sehr wohl ein göttlicher Wille am Werk sei. Denn die Naturgesetze stammten, so wie alles andere in der Welt, letztendlich von Gott, wodurch sich das Erdbeben zwar nicht als unmittelbarer Eingriff und Strafe Gottes verstehen ließe, wohl aber mittelbar als gottgewollt. Falls jedoch, wie Kant meint, hinter dem Sosein der Naturgesetze der Wille des Höchsten stehe, so stellt sich erneut die Frage nach dem Warum von Leid: Weshalb hat der Allmächtige diese und keine besseren, seinen Geschöpfen und Ebenbildern zuträglicheren *Naturgesetze* geschaffen?

Für den Schöpfer des Himmels und der Erde müsste es ein Leichtes sein, die Gesetze der Natur anders, und zwar lebensfreundlicher zu gestalten. Es sollte für den Allmächtigen überhaupt kein Problem sein – um ein naheliegenderes Beispiel als ein Erdbeben zu gebrauchen –, durch einen kleinen Wirkstoff das Wuchern von Zellen zu verhindern. Falls ein leidloses und beglückendes jenseitiges Paradies Gegenstand einer vernünftigen Hoffnung sein kann, so stellt sich mit Nachdruck die Frage, warum Gott nicht sogleich paradiesische Zustände schuf, sofern er, wie allgemein behauptet wird, mächtig, gütig und barmherzig ist. Warum nicht sogleich engelgleiche Geschöpfe, die als körperlose Wesen den Naturgesetzen und folglich zahlreichem Leid nicht unterworfen sind, und die darüber hinaus – so zumindest ein Großteil der Engel – in Freiheit stets Gutes tun?

Das Erdbeben von Lissabon blieb lange im Bewusstsein der europäischen Öffentlichkeit. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts erinnert sich Johann Wolfgang von Goethe in seiner Autobiographie *Aus*

meinem Leben. Dichtung und Wahrheit, wie sehr ihn, den damals Sechsjährigen, die Berichte aus Lissabon bestürzten. Bislang hatte der kleine Junge die Gottheit stets als weisen, gütigen und wohlwollenden Vater erachtet, aber nun ließ Gottvater Gerechte neben Ungerechten, Unschuldige neben Verbrechern umkommen. „Durch ein außerordentliches Weltereignis“, so erinnert sich Goethe, wurde „die Gemütsruhe des Knaben zum ersten Mal im Tiefsten erschüttert.“ Eine „große prächtige Residenz, zugleich Handels- und Hafenstadt“, wird „von dem furchtbarsten Unglück betroffen. Die Erde bebt und schwankt, das Meer braust auf, die Schiffe schlagen zusammen, die Häuser stürzen ein, Kirchen und Türme darüber her, der königliche Palast zum Teil wird vom Meer verschlungen, die geborstene Erde scheint Flammen zu speien: denn überall meldet sich Rauch und Brand in den Ruinen. Sechzigtausend Menschen, einen Augenblick noch ruhig und behaglich, gehen miteinander zugrunde, und der Glücklichste darunter ist der zu nennen, dem keine Empfindung, keine Bestimmung über das Unglück mehr gestattet ist. Die Flammen wüten fort, und mit ihnen wütet eine Schar sonst verborgener ... Verbrecher. Die unglücklichen Übriggebliebenen sind dem Raube, dem Morde, allen Misshandlungen bloßgestellt; und so behauptet von allen Seiten die Natur ihre schrankenlose Willkür.“⁴

Der Schock des Knaben spiegelt das damalige allgemeine Entsetzen wider, das mit großer Dringlichkeit jene Frage aufwirft, die seit Hiob unzählige Menschen bis heute bewegt: Wie geht das bloß zusammen, allmächtig und gütig der Schöpfer, und so viel Elend auf Erden? Die Geschehnisse wirkten nicht zuletzt deshalb so ungemein unbarmherzig, weil solche Katastrophen unterschiedslos alles töten, was Leben atmet, ob Mensch, ob Tier, ob sündhaft oder nicht.

Die massiven Zweifel an der Vorstellung einer mit den höchsten positiven Attributen, mit Güte und Wohlwollen ausgezeichneten Gottheit rüttelt an den Grundfesten des Glaubens. Denn nur ein so beschaffenes Höchstes Wesen kann eine ausgleichende Gerechtigkeit im Jenseits garantieren. Die Vorstellung, dass es den im Dies-

4 J. W. Goethe: *Dichtung und Wahrheit*, in: Goethes Werke. Band IX. Hamburg 1955, S. 29 f.

seits Unterdrückten und Beladenen in einer künftigen Welt gut gehen möge, lässt wohl kaum jemanden gänzlich unberührt. Diese Idee einer ausgleichenden Gerechtigkeit ist gewiss eine der attraktivsten Botschaften der traditionellen Religionen, setzt aber zumindest die Existenz eines gerechten Gottes voraus. Wenn aber die Theodizee-Frage, also die Frage nach Gottes Güte angesichts der Übel der Welt, unbeantwortet bleibt, dann gibt es keine begründete Hoffnung auf jenseitige Gerechtigkeit für die Verdammten dieser Erde, für die Leiden Unschuldiger, für die Schrecken psychisch Erkrankter. Diese Welt, mit ihren Ungerechtigkeiten und ihrer mangelnden Entsprechung von Verdienst und Wohlergehen, in der ganze Völker um das Allernotwendigste kämpfen müssen und täglich Zehntausende diesen Kampf verlieren – dieser Blick durch den Guckkasten des Unerträglichen zeigte dann Endgültiges.

Kann nicht begründet werden, dass es einen gerechten Gott gibt, dann ist die Hoffnung, dass es einmal ganz anders sein werde, leer. Obendrein kann eine Gottheit, die nicht als gütig und gerecht ausgezeichnet ist, keine moralische Autorität sein; vielmehr ist es eine Untugend, den Willen eines anderen tun und dessen Gesetze erfüllen zu wollen, von dem man gar nicht weiß, ob er überhaupt als moralische Autorität taugt. Und wie sollte es schließlich möglich sein, zu einem Wesen mit unverständlichem Charakter eine Vertrauensbeziehung aufzubauen? Wie sollte dieser Gott eine feste Burg sein?

Die Frage nach Gottes Güte und Gerechtigkeit und das Finden überzeugender Antworten bewegte besonders nachhaltig die Gemüter im 18. Jahrhundert, dem manchmal auch so genannten ‘Jahrhundert der Theodizeen’. Wesentlicher Bezugspunkt der öffentlichen Debatte in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts der Aufklärung war dabei das Erdbeben von Lissabon, das Glaubensgewissheiten massiv erschütterte und die Frage nach Gottes Eigenschaften in bisher ungekannter Radikalität stellte. Lässt sich angesichts einer derartigen Naturkatastrophe und solchen Elends weiterhin mit reinem Gewissen an eine gutartige und faire Gottheit glauben, verantwortungsvoll glauben?

Die Tragik des Infernos von Lissabon und die damit einhergehenden Zerstörungen sind in der europäischen Geschichte nur mit dem Ausbruch des Vesuvs im Jahre 79 n.u.Z. zu vergleichen. Aber beim Untergang von Pompeji und Herculaneum dürften insgesamt ungefähr 2000 Menschen gestorben sein, in Lissabon waren es dreifig Mal so viele. Dass das Beben heutzutage im kollektiven Bewusstsein weit weniger präsent ist als der Vulkanausbruch fünfzehn Jahrhunderte zuvor, ist dem Umstand geschuldet, dass in Pompeji die Spuren der Schrecken wie bei einer Momentaufnahme unter einer meterhohen Aschendecke bewahrt blieben. In Portugal hingegen haben der dem Beben und Tsunami folgende Feuersturm sowie die späteren Aufräumarbeiten praktisch alle Spuren verwischt.

Wie damals werden aber auch in Lissabon Familien in Todesängsten sich aneinandergeklammert haben, werden weinende Kinder sich an die Mutter geschmiegt und ihre kleinen Arme um deren Hals geschlungen haben, werden Hunde bis zuletzt verzweifelt versucht haben, sich von ihren Pflöcken, an die sie gebunden waren, loszureißen. Von der einstigen Pracht und, vor allem, vom damaligen Elend sind in Lissabon praktisch keine Spuren erhalten geblieben. Im Gegensatz zu Pompeji können wir nicht wie in einer Zeitkapsel an den letzten Sekunden im Leben von Bewohnern Lissabons unmittelbar teilhaben. Eingedenk von Katastrophen wie Pompeji und Lissabon, die sich mit Notwendigkeit wiederholen werden, wenn auch aufgrund der größeren Bevölkerungsdichte mit noch weit entsetzlicheren Folgen, hielt Arthur Schopenhauer angesichts der unzähligen Blutspuren des Lebens den Optimismus nicht nur für „eine absurde“, sondern auch für eine „wahrhaft *ruchlose* Denkungsart“, für einen „bitteren Hohn über die namenlosen Leiden der Menschheit“.⁵

Voltaires Arbeiten sind das wichtigste Zeugnis von Reaktionen auf das Beben aus dem französischsprachigen Kulturraum, Kant und Goethe sind zwei hervorragende Beispiele aus dem deutschsprachigen. Weiter im Norden, und zwar in Schottland, veröffentlichte Hume bereits zwei Jahre nach der Katastrophe seine *Naturge-*

5 A. Schopenhauer, *Parerga und Paralipomena* [1851]. Zürich 1977 (Werkausgabe), S. 317.

schichte der Religion. Ganz im Sinne der neuen wissenschaftlichen Denkweise verstand er Religiosität als ein natürliches Phänomen, dessen Entstehen ohne Rückgriff auf Übernatürliches zu erklären sei. Wie bei einer Naturkatastrophe sind es auch in diesem Fall rein empirische Umstände, die Menschen auf die Knie zwingen und um göttlichen Beistand flehen lassen. Entscheidend für das Entstehen von Religionen sind insbesondere Not und Elend.

In seinen *Dialogen über natürliche Religion*, die Hume zum Großteil in den 50er Jahren des 18. Jahrhunderts verfasste, die jedoch erst posthum veröffentlicht wurden (1779), stellte er sich die Frage, ob die bestehenden Naturgesetze auf einen gütigen und gerechten Gott schließen ließen (wie Deisten und auch der frühe Kant gemeint hatten). Wie schon der Grieche Epikur fast 2000 Jahre zuvor, kam Hume dabei zu einem rein negativen Ergebnis: Ganz anders als Deisten meinten, lässt sich seiner Ansicht nach aus der Ordnung der Welt auf keinen gütigen Gott schließen. Das Buch der Natur offenbart Hume zufolge keinen gerechten Schöpfer, so wie die Bibel, das Buch der Bücher, es ebenfalls nicht tut.

Das große Interesse am Erdbeben von Lissabon flaute in der breiten Öffentlichkeit nach wenigen Monaten ab. Hauptgrund dafür war der 1756 beginnende Siebenjährige Krieg, die erste globale kriegerische Auseinandersetzung der Menschheitsgeschichte, also eigentlich der erste Weltkrieg. Neugierde und Betroffenheit verlagerten sich zusehends von Portugal nach Großbritannien, Preußen und Frankreich sowie an die Kriegsschauplätze in Nordamerika. Aber in Gelehrtenkreisen wurden das Erdbeben und seine Bedeutung für das Geistesleben weiterhin heftig debattiert. Die theologisch-philosophischen Fragen, die damals in besonders drängender Weise aufgebrochen sind, waren allerdings wesentlich älter, nämlich die Fragen nach dem Handeln Gottes in der Geschichte oder nach der Verantwortung des Menschen oder nach der Apokalypse, dem Ende aller Zeiten. Während dieser Debatten dürfte die Resonanz der Worte *Erdbeben von Lissabon* nicht unähnlich dem Wort *Auschwitz* knapp zweihundert Jahre später, also ihre Bedeutung unmittelbar verständlich gewesen sein. Beide markieren tiefe Einschnitte in die Mensch-

heitsgeschichte, wiewohl es auch fundamentale Unterschiede gibt: Beim Beben von Lissabon handelt es sich um ein natürliches Übel, um die Erfahrung unserer Machtlosigkeit gegenüber den Gewalten der Natur. Bei den modernen Vernichtungslagern und Schädelstätten der Geschichte geht es hingegen um ein Entsetzen über ein moralisches Übel und um ein direktes Gewährwerden der Abgründe, der destruktiven Kräfte in der Menschennatur.

Den Abschluss dieser Einleitung mögen zwei wichtige Anmerkungen bilden:

Erstens. Zwar war die portugiesische Hauptstadt das Zentrum des Infernos, aber die allgemein gebräuchliche Bezeichnung *Erdbeben von Lissabon im Jahre 1755* lässt den Umstand unberücksichtigt, dass das Beben und der dadurch ausgelöste Tsunami auch andernorts enorme Verwüstungen anrichteten. Aufgrund der geographischen Nähe zur iberischen Halbinsel sorgte die Flutwelle aus Trillionen Litern Wasser in den marokkanischen Küstenstädten für gewaltige Schäden. Insgesamt dürfte der Tsunami allein dort etwa 10.000 Opfer gefordert haben. Weiter im Norden, an der Südküste Englands, lief eine etwa drei Meter hohe Flutwelle auf, die jedoch keine größeren Schäden anrichtete. Vielerorts waren die Wasserstände signifikant gestiegen, sodass sogar in niederländischen und schwedischen Häfen Schiffe aus der Verankerung gerissen worden sein sollen. Die Pegelstände der Seen waren kurzfristig erhöht. Selbst auf der anderen Seite des Atlantiks, auf den karibischen Inseln Martinique und Barbados, wurde von Verwüstungen durch hohe Wellen berichtet.

Während der Tsunami nur die Küstengebiete, gleichsam den äußersten Saum der Kontinente traf, war das Beben in ganz Europa mit zum Teil katastrophalen Folgen zu spüren. In Luxemburg etwa, rund 1700 Kilometer von Lissabon entfernt, sackte eine Kaserne in sich zusammen, wodurch einige Soldaten ums Leben kamen. Ausläufer des Bebens waren über Böhmen bis in den Norden nach Finnland und im Süden bis zu den Kapverden und den Azoren zu spüren. Im Mittelmeerraum, speziell in Sizilien und Nordafrika, wurden ganze Landstriche dem Erdboden gleich gemacht. Insgesamt starben an der europäischen und afrikanischen Mittelmeerküste sowie der

angrenzenden Atlantikküste durch das Erdbeben rund 80.000 Menschen (manche Quellen vermuten bis zu 235.000 Tote). Am nachhaltigsten waren die Erdstöße natürlich in der Nähe des Epizentrums, das etwa 300 Kilometer vor der iberischen Halbinsel, auf Höhe der Straße von Gibraltar, im Atlantik seinen Ausgang nahm.

In der Algarve, dem südlichsten Teil der iberischen Halbinsel, wurden die Küstenstädte schwer in Mitleidenschaft gezogen. In Sevilla stürzten zahlreiche Gebäude ein, Menschen liefen auf die Straßen, viele fielen auf die Knie und baten Gott, den Heiligen und Gütigen, um Erbarmen. Drei Tage Fasten und eine große Prozession wurden als Buße für vergangene Sünden und zur Besänftigung des Allmächtigen von der Geistlichkeit angeordnet. Zentrum des Infernos war freilich Lissabon.

Zweitens. Berücksichtigte man neben den umfassenden Darstellungen auch die Fülle an Aufsätzen und Zeitungsartikeln in den verschiedenen Sprachen, so wäre mit Berichten zum Erdbeben von Lissabon unschwer eine größere Bibliothek zu füllen. Es gibt kein anderes Naturereignis, das in ähnlicher Weise derart umfassend beleuchtet worden wäre. Aufgrund dieser unüberschaubaren Menge an vorhandenem Material muss jede Darstellung notwendigerweise selektiv sein. Als Basis meiner Schilderungen dienten die beiden von Dirk Friedrich 2015 herausgegebenen Sammlungen von Augenzeugenberichten und ersten schriftlichen Reaktionen aus den Jahren 1755 und 1756: *Die traurige Verwandlung von Lissabon in Schutt und Asche. Das Erdbeben von 1755 in zeitgenössischen Berichten.* Bonn 2015; sowie *Das Erdbeben von Lissabon. Quellen und historische Texte.* Bonn 2015. Für mein literarisches Unterfangen erwiesen sich die darin gesammelten frühesten Quellen als besonders aufschlussreich, um die Dimension dieses Ereignisses im Bewusstsein der unmittelbar und mittelbar Betroffenen wenigstens zu erahnen. In beiden Sammlungen finden sich zudem ausführliche, weiterführende Literaturhinweise. Das Letztere gilt auch für jenes Buch, das ich nicht zuletzt wegen der vielen darin abgedruckten zeitgenössischen bildlichen Darstellungen empfehlen möchte: Horst Günther, *Das Erdbeben von Lissabon.* Wiesbaden 2016.